

der Herrscher. Durch die Herrscherweihe suchte sie im Mittelalter in besonderer Weise den Schutz des Himmels auf das Staatsoberhaupt herabzuziehen. Irrigen Deutungen des Begriffs des Gottesgnadentums leistete sie dagegen nach Kräften Widerstand. Dem Legitimitätsprinzip gegenüber betonte sie nachdrücklich die Würdigkeit; sie wollte nur einen weihen, der den Willen und die Macht habe, gerecht zu regieren. (Vgl. Fr. Kern, Gottesgnadentum und Widerstandsrecht im früheren Mittelalter [1914] S. 57.)

Das Christentum lehrt und pflegt eine reine Idee des Gottesgnadentums, wie es auch der gesunden Vernunft entspricht und dem Besten des Staates dient. Die Religion der Liebe ist besonders befähigt und berufen, das Schönste, das aus der Idee des Gottesgnadentums uns entgegenleuchtet, zu pflegen: die Liebe. Gnade ist Liebe. Gnade fordert auch Liebe. Denn sie ist zugleich Gabe und Aufgabe. Sie wirkt und heischt Mitwirkung des Menschen. Wo sie keine Liebe wecken kann, stirbt die Gnade. Das geschieht nur durch schwere Schuld des Menschen.

Das Antlitz des Staates ist streng. Gerechtigkeit muß ihm seine Prägung geben. Eine weiche Menschenliebe taugt nicht zum Herrschen. Recht und Gerechtigkeit muß gelten in den Gesetzen und sich machtvoll durchsetzen in der Verwaltung. Der Arm des Staates muß stark sein. Er trägt nicht umsonst das Schwert (Röm. 13, 4). Und dennoch muß auf dem strengen Antlitz des Staates auch die Liebe leuchten. Seit alters pries man die Liebe des Untertanen zum Herrscher und die des Herrschers zum Untertan, und wo beide echt und mit starker und unbestechlicher Gerechtigkeit verbunden waren, da war die Herrschaft gut. Wo immer aber die Selbstsucht über die Liebe siegte, in der Höhe oder in der Tiefe, da stieg Luzifers Gestalt empor. Der Himmel verdunkelte sich. Das Antlitz der Erde lag nicht im Sonnenglanz der Gnade, sondern unter der Wolke des göttlichen Zorns. Die Liebe muß siegen. Ihr Sieg ist Triumph des Göttlichen in uns über das Selbstische. Die Liebe ist nicht beschränkt auf die eigene Klasse oder Kaste, in der sich das eigene Ich in einer gewissen Selbstüberhebung und Selbstvervielfältigung nur selber liebt. Nur dann entspricht die Liebe dem Gottesgnadentum, wenn sie der Liebe Gottes entspricht, der seine Sonne aufgehen läßt über Gute und Böse, wenn sie heilig ist und rein von aller kleinlichen, einengenden Menschlichkeit, wenn sie sich auf alle erstreckt und das Beste aller wirksam fördern will. Dann ist die Herrschaft gut, wenn der Sonnenglanz der göttlichen Huld über ihr leuchtet und sie selbst der Widerschein des Antlitzes Gottes ist.

Ein Jesuitenschicksal

Zur Seligsprechung des P. Joseph Pignatelli

Von Ernst Böminghaus S. J.

Am 21. Mai hat der Heilige Vater einem Manne die kirchliche Verehrung zuerkannt, der durch seine hohe Geburt (seine Familie leitete sich von den alten lombardischen Herzögen von Benevent ab und gehörte zu den spanischen Granden) und durch seine persönlichen Geistes-

gaben als ein hervorragendes Mitglied der aragonesischen Provinz der Gesellschaft Jesu in ihrer letzten Zeit galt, der in den bitteren Tagen der Verbannung auf Korsika und im Kirchenstaat und dann in den schweren Jahren nach der Aufhebung des Ordens der Tröster seiner Brüder wurde, und der endlich die Seele des langsamen Wiederauflebens war.

Jede Heilig- und Seligsprechung ist eine feierliche Bekundung der Kirche über ihr Wesen, ein Erweis des Glaubenssatzes: Ich glaube an eine heilige Kirche. Darum gleichen sich auch alle katholischen Heiligen in ihren tiefsten Zügen: es spricht sich darin das Wesen ihrer geistigen Mutter, der Kirche, aus, das Leben der Gotteskindschaft aus dem Leben, das Jesus Christus der Kirche geheimnisvoll schenkt. — Jeder Heilige zeigt aber auch ein ganz persönliches Antlitz; sein Eigenbild wird ja von der Gnade nicht verwischt, sondern nur feiner gestaltet und verklärt. Darum hinwiederum die Mannigfaltigkeit in dem endlosen Zug der begnadeten Gotteskinder durch alle Zeiten und Räume. Zuweilen aber geschieht es, daß einer der Großen im Reiche der Gnade in bedeutsame geschichtliche Vorgänge hineingezogen ist, sie machtvoll vorantreibend oder leidvoll tragend, jedenfalls aber so, daß er durch diese äußern Schicksale seine geistige Prägung erfährt, aber auch durch sein formendes Mitleben den tieferen Sinn der Ereignisse enthüllt. Ohne Zweifel sind Heiligenleben dieser Art die reizvollsten. Hierhin ist auch das Leben Joseph Pignatellis zu zählen.

In das Schicksal der Gesellschaft Jesu in ihrem Untergang wurde das Leben unseres Seligen eigenartig verflochten, und es scheint der Sinn seines Lebens und seiner jetzigen kirchlichen Ehrung zu sein, über diese düsteren Ereignisse ein erhellendes und versöhnendes Licht auszubreiten. In der Tat haben die Ereignisse um den Untergang der Gesellschaft Jesu etwas überaus Bedrückendes. Es ist ein unübersehbares Spiel von Ränken und Gewalttaten, durch das der Orden umstellt und zu Tode gehetzt wurde.

Zwar wird man sagen, es sei Sache der streng gerechten Geschichtsforschung, den Ablauf und die treibenden Kräfte dieser wie jeder andern Tragödie aufzudecken, von denen die Weltgeschichte voll ist, und sich dabei zu beruhigen, daß man nunmehr „alles versteht“. Für unsern Fall ist es ja ein eigenartiges Zusammentreffen, daß gerade in diesen Tagen dieses Stück Menschheits- und Kirchengeschichte wohl die endgültige geschichtliche Aufhellung gefunden hat. Die Darstellung im letzten Bande von Pastors Papstgeschichte mit ihrer überwältigenden Quellenerschließung gibt wohl im wesentlichen das abschließende Bild der furchtbaren Hergänge. Und dieses Bild wird sich durchsetzen, auch gegenüber jener seltsam unwilligen Kühle, die man im Augenblick hier und da beobachtet. Die Wahrheit kann warten.

Soll aber die geschichtliche Feststellung, „wie es gewesen“, das letzte Wort sein? Oder dürfen wir solche Ereignisse gleich einem Drama um ihren Sinn befragen? Von einem Drama aber verlangten schon die Alten, daß der Untergang des Helden nicht nur Furcht und Schrecken vor der Gewalt des Schicksals bewirke, sondern auch eine sittliche Läuterung, eine

„Katharsis“, indem man bei aller menschlichen Unzulänglichkeit des Unterliegenden in ihm doch die sittlichen Mächte siegen sehe.

Nun wird im Ernste niemand so befangen sein, zu glauben, die Gesellschaft Jesu sei bei ihrem Geschick ganz ohne Schuld gewesen. Selbst da, wo der Mensch sein ureigenstes Bild frei gestalten darf, in der Dichtung, sind nach der gewöhnlichen Anschauung die schlechtesten Trauerspiele die, in denen ein ganz weißes Lamm von ganz bösen Wölfen zerrissen wird. Aber im Grunde standen wirklich religiöse Ideale und sittliche Treue im letzten Kampfe des Ordens und blieben über den Fall der Kämpfer hinaus aufrecht. Diese religiösen und sittlichen Kräfte nun, die dem Untergang der Gesellschaft jenen Zug von Größe geben, und die über den Untergang hinaus so eigenartig in das Zwielficht des traurig-hoffnungsvollen Wartens und in die Wiederaufrichtung des Ordens spielen, sind eindrucksvoll in dem einen Pignatelli verkörpert. Sein Lebensschicksal würde sich dazu eignen, die menschlich so ergreifenden Motive des Trauerspiels anschaulich darzustellen — wahrlich eine Aufgabe, die eine große Kunst reizen könnte. Aber noch feiner und bedeutsamer ist es, wenn eine höhere Macht, wenn Gottes Geist, der in der Kirche waltet, es in die Hand nimmt, dieses Leben zum bildhaften Ausdruck des tiefen und befreienden Sinnes jener geschichtlichen Vorgänge zu machen.

Pignatelli war im Jahre 1753 in die Gesellschaft eingetreten. Es gehörte schon einiger Mut dazu. Allerdings war der Orden innerlich lebenskräftig wie nur je, und er zeigte sich gewillt und fähig, den neuen Bedürfnissen jener ungestüm vorandrängenden Zeit sich anzupassen; das kann nach den Forschungen etwa eines Astráin für Spanien und eines B. Duhr für das deutschsprachige Gebiet nicht mehr geleugnet werden. Aber von außen begann sich dunkles Gewölk zusammenzuziehen und machte die Zukunft düster. Es war das Jahrhundert der glaubensfeindlichen Aufklärungsphilosophie, die wie eine Epidemie über Europa kam und jeglichen Offenbarungsglauben zersetzte; es war das Jahrhundert der kirchenfeindlichen Staatsgewalt, die rücksichtslos mit dem Anspruch der Kirche aufräumen wollte, kraft eigenen Rechtes selbständig zu leben; es war das Jahrhundert der papstfeindlichen Mächte selbst auf kirchlichem Boden, da der in seinem Eigensinn verstockte Spät-Jansenismus sich mit den landeskirchlichen Bestrebungen und mit kirchlich-aristokratischen oder kirchlich-demokratischen Herrschaftsgelüsten zusammenfand, gemeinsam wenigstens in dem einen Ziele, die Macht des Papsttums zu schwächen. Das war auch das Jahrhundert des Generalangriffs gegen die Gesellschaft Jesu. Dazu stellten sich alle die genannten Mächte ein; sie sahen in dem Orden den Gegner. Denn bei allen gelegentlichen Unsicherheiten in der Haltung einiger Glieder oder Gruppen, zumal unter gewissen politischen Zwangslagen einzelner Länder, war doch die Gesamtlinie der straffen Ordensführung immer so eindeutig gewesen, daß man in dem Orden mit Recht ein Bollwerk der Kirche sah, und zwar der Kirche in ihren überlieferten Rechten unter der Einheit im Papsttum. Dazu gesellte sich aber noch manche innerkirchliche Gegnerschaft, die ohne grundsätzliche Feindseligkeit durch den tatsächlichen oder

vermeintlichen Einfluß der Gesellschaft und durch das tatsächliche oder vermeintliche Gebaren mancher Jesuiten aufgeweckt war.

Nun gibt das Leben Pignatellis nicht unmittelbar den Anlaß, diesen Knäuel von Triebkräften und Leidenschaften auseinanderzuwirren und vollends auf ihren sittlichen Wert zu prüfen. Hat der kaum sechzehnjährige Novize überhaupt die Sturmzeichen schon zu deuten gewußt? Dafür aber spiegelt seine Berufswahl in unauffälliger, feiner Weise ein Bild des Ordens in damaliger Schicksalsstunde wider, das zwar von der großen Geschichtschreibung nicht sehr beachtet wird, das aber für den verstehenden Beobachter nicht gleichgültig ist. Dieser junge Novize mit seinem stillen, tief religiösen Wesen und den ungewöhnlichen Geistesgaben hatte sich gewiß kein geringes Ideal gesetzt, als er aus der ihm vorgezeichneten Laufbahn zu allen Ehrenämtern heraustrat und sich in einen Orden begab. Auf der andern Seite kannte er die Jesuiten. Sie waren seit seinem zwölften Jahre seine Erzieher gewesen, und er hatte in häuslicher Gemeinschaft mit ihnen gelebt. Selbst Jesuit geworden, hat Pignatelli dann sehr bald in den Tagen des Unglücks sich mit den Personen und den Angelegenheiten seiner Mitbrüder in einer Nähe befassen müssen, die ihm nichts verbarg. Er hat Menschlichkeiten und Schwächen gesehen, er ist aber nie an seinen Mitbrüdern und seinem Orden irre geworden. Seine innerste Liebe ist durch ein langes Leben und in langen Prüfungen nur gewachsen. Das ist auch ein Zeugnis über den Orden in den Tagen seiner Befehdung, und es strahlt in der Seligsprechung Pignatellis weithin auf.

Die Jahre der Ausbildung waren für unsern Seligen noch friedlich; dann aber brach im Jahre 1766 der Sturm los. Man weiß, wie die neugeistigen Machthaber in Spanien als Vorbedingung ihres neuen Kurses, der absoluten, aufgeklärten Staatsmacht, die Vernichtung der Gesellschaft Jesu planten. Der Ruhm eines Pombal in Portugal und eines Choiseul in Frankreich, die mit den Jesuiten schon fertig geworden waren, ließ sie nicht schlafen. Aber in Spanien wurzelte der Orden tief in Land und Volk; der König selbst war den Jesuiten nicht abhold; freilich war bei seiner Schwäche und Unselbständigkeit im Ernstfall nicht auf ihn zu rechnen. Auf ihn hatten es die Jesuitenfeinde vor allem abgesehen. Aufstände und andere Unruhen von geheimnisvollem Ursprung in Madrid und sonstwo mußten nach andern Vorbereitungen dazu dienen, dem argwöhnischen Monarchen die Überzeugung beizubringen, daß die Jesuiten Staatsverbrecher seien; sie hätten es auf einen Umsturz der Regierung und auf das Leben des Königs abgesehen. Das sog. Gerichtsverfahren, das diesem Zwecke zu dienen hatte, bleibt ein himmelschreiender Justizmord. Aber der Zweck war erreicht. Bis zu seinem Lebensende hat Karl III. sich immer tiefer in die Überzeugung eingelebt — oder einfangen lassen, daß nur ein besonderer Schutz des Himmels ihn und sein Reich vor dem Anschlag der Jesuiten bewahrt habe.

Auch nach Saragossa, wo Pignatelli Lehrer am Gymnasium der Patres war, schlugen die Wellen der Unruhe hinüber. Eine Ironie der Geschichte wollte es, daß ausgerechnet die Jesuiten es waren, und unter ihnen vor allem Pignatelli, die in tagelangem Bemühen die aufgeregte Menge zur Beson-

nenheit zurückbrachten und die kopflos gewordene Beamtenschaft retteten. Der königliche Dank für die mutige Tat blieb nicht aus. Der Bischof selbst hatte ihn feierlich im Kolleg der Patres auszusprechen. Das war die letzte Äußerung der gesunden Gefühle. Dann kam das dunkle Werk der Intrige, und am 3. April 1767 geschah durch die „Pragmatische Sanktion Karls III.“ das Ungeheure: mit einem Schlage wurden in der Heimat und in den überseeischen Missionen die Provinzen des Ordens vernichtet, über 5000 Ordensleute aus ihren segensvollen Arbeiten gerissen und unter der beleidigendsten Behandlung gleich einer Horde Verbrecher des Landes verwiesen. Beileid und Anhänglichkeit durften sich nicht zeigen, es war Staatsverbrechen, noch weniger natürlich irgend ein Zweifel an der Gerechtigkeit der Maßnahmen. Dumpfes Schweigen erfüllte die weitesten Kreise. Die Geschichte ist gerechter als damaliger Despotismus. Freilich wird es nicht leicht sein, den verzweifelten Schmerz der Unglücklichen zu ermessen; man müßte die Tiefe ihrer Liebe und den trostlosen Zusammenbruch all dessen, was sie geliebt hatten, vor Augen haben.

In diesem Dunkel beginnt Pignatelli eigenste Berufung zu leuchten. Das ist der erste Trostschimmer, der von seinem Leben in die Dürsterkeit fällt. Und zugleich darf man sagen, daß sein Erstrahlen gleichnishaft für Bewährung und Reifung so vieler seiner Mitbrüder im Leide steht. Das Leid beginnt seinen geheimnisvollen Sinn zu enthüllen.

Dem P. Joseph Pignatelli und seinem Bruder Nikolaus — auch er war Jesuit geworden — wurde aus besonderer königlicher Gnade erlaubt und nahegelegt, in der Heimat zu verbleiben. Seine Antwort war, daß er bei seinen Mitbrüdern sein wolle. Ein ergreifendes Wort der Treue, aber ungewollt für die Machthaber wie ein Peitschenhieb. Ist das eine Gesellschaft von Verbrechern, mußte man fragen, denen solche Männer solche Treue halten? — Von nun an entfaltet Pignatelli immer mehr jene Führergabe, die ihn zu dem Manne der Vorsehung für die Reste des zerstörten Ordens machte. Bisher schien man ihn nicht besonders beachtet zu haben; Lehrer in den Unterklassen, das war gerade kein Ehrenamt. Freilich hemmte ihn bisher seine schwache Gesundheit. Die erste Beglaubigung zu seiner neuen Segenslaufbahn war nun, daß er mit dem Tag der traurigen Überfahrt, als zahlreiche Mitbrüder in dem Pferch der kleinen Schiffe zusammenbrachen, sich neugestärkt fand.

Diese seltsame Seefahrt, nur als überstürzte Maßnahme einer blindwütigen Clique gesehen, dieses monatelange Umherirren auf dem Meere und an den italienischen Küsten bis zur ratlosen Aussetzung der Opfer auf der unwirtlichen Insel Korsika könnte zu beißendem Spott anregen, wenn es eben nicht der Leidensweg der Unglücklichen wäre. Auch könnte man das erste Hausen der Unglücklichen auf den Felsklippen der wilden Insel und an den öden Ufern, in verfallenen Gemäuern und notdürftig errichteten Schuppen mit romantischen Farben malen, wenn nicht eben das Ganze eine Hölle gewesen wäre. Eine Hölle ohne die ergreifende Weihe heldenhafter Tugend der Ausgestoßenen. Ein Ordensgegner unserer Tage (Mir, bei Pastor XVI 1, 828) sieht sich zu diesem Zeugnis gezwungen: „Die Geschichte der Gesellschaft Jesu hat viele Ruhmesblätter aufzuweisen,

aber nach meinem Dafürhalten keine glänzenderen als die ihres Todeskampfes und ihres Sterbens, und unter diesen ruhmreichen Seiten kann keine sich mit jenen vergleichen, welche uns die Geschichte der Mühen, Leiden und der heroischen Tugenden erzählen, welche an den Jesuiten der spanischen Assistenz erstrahlten von den Tagen, da sie die Gestade Spaniens verließen, bis zur Zeit, da sie sich in den Städten des Kirchenstaates niederließen.“ Und man darf hinzufügen, daß unter den spanischen Provinzen Aragon, die Heimatprovinz unseres Pignatelli, sich am meisten auszeichnete. Minister Roda, einer der Henker des Ordens, meinte: „Die Aragonier sind die Fanatischsten, und alle verlangen ihr Leben für die Gesellschaft zu verlieren“ (Pastor a. a. O. 829). Das lag wohl in der Stammesart der Aragonier und in den Ordensüberlieferungen gerade dieser Provinz begründet, aber ohne Zweifel auch in dem persönlichen Beispiel und in der Tätigkeit von Männern wie Pignatelli.

Pignatelli wurde von seinem Provinzial mit der Obsorge über seine Mitbrüder betraut. Mit erstaunlicher Gewandtheit fand er sich in den dürftigsten Verhältnissen zurecht. Aber noch höher stand ihm die Sorge um das geistige Wohl der Seinen. Es schien ein verzweifelttes Bemühen, hier wieder ein Ordensleben aufzubauen. Hatte es überhaupt noch einen Sinn? Nachdem schon der größere Teil des Ordens vernichtet und für den Rest und für die Gesamtheit das gleiche Schicksal vorauszusehen war? Aber echte Treue rechnet nicht so in den Tagen der Not. Sicher gab es Mitglieder genug, die sich in der Stunde der Prüfung nicht zum Heldentum, zum Martyrium berufen glaubten, die für sich den Anteil der Klugheit erwählten; aber der größere Teil blieb standhaft, nicht weil ihre Standhaftigkeit einen Ausweg sah, sondern weil sie von ihrer Liebe nicht lassen wollten. Dieser Geist ging bis in die Reihen der Novizen. Seltsames Schauspiel. Ein Rätsel für die „Aufgeklärten“ von damals und heute, verwirrend vor allem für die Ankläger einer solchen Gesellschaft. In der Tat gibt es in der ganzen Geschichte des Ordenslebens nicht viele Beispiele der Treue, wie das verzweifelte Ringen dieses zu Tode getroffenen Körpers, nur um sein Leben noch nicht aufzugeben, ein zertretener Wurm, der im letzten armseligen Stück Leib doch gleich wieder das Leben aufzubauen beginnt. Fünf Jahre dauerte dieser Todeskampf. Der P. Pignatelli wuchs darin zur Größe christlichen Leidensmutes. Durch seine Seligsprechung läßt die Kirche einen verklärenden Schein auf diese ganze Zeit, auf seine Gefährten fallen. So war das Leid doch nicht ganz sinnlos, denn unter seiner Last reifte heilige Saat.

Das Schicksal der Gesellschaft Jesu erfüllte sich. Am 21. Juli 1773 erging das Aufhebungsbreve, das Werk eines unerhörten Druckes auf den freilich allzu schwachen Klemens XIV. Man stellt sich gerne vor, daß der Orden, dessen Gesetz und Geist es von je gewesen war, für die Rechte von Kirche und Papst fraglos sich einzusetzen, nunmehr das eigene Haupt auf den Block legte, da der Papst es befahl. Das ist auch tatsächlich die Haltung der überwiegenden Mehrzahl der nunmehrigen Exjesuiten gewesen. Wer auf die wenigen, die Bitterkeit und Unmut zu unbedachten Äußerungen hinriß, einen Stein werfen will, lese, wieder vor allem nach Pastor,

die wahren Hergänge, die zum Erlaß des Breves führten, die oft empörende Art der Ausführung und das Trümmerfeld, das mit einem Schlage eine blühende Seelsorge bedeckte, und sehe dann zu, ob er noch den Mut zu einer harten Verurteilung hat.

Für die spanischen Exjesuiten kamen nun die lichtlosesten Tage. Von der Heimat ausgeschlossen, im Kirchenstaat als Fremdlinge zusammengebracht und unter beschwerlicher Aufsicht gehalten, ohne das Recht der Seelsorge und ohne Beschäftigung — es war trostlos. Für Pignatelli gab es keine Amtspflicht mehr, für seine Leidensgefährten zu sorgen; aber unwandelbare Liebe leitete ihn die ganzen Jahre. Er war der Tröster, Ratgeber, Anwalt der Verbannten. Trotz seiner beschränkten Bewegungsfreiheit nahm er alle Gelegenheiten wahr, die ihm sein Name und seine Familienverbindungen gaben, um seinen Mitbrüdern von ehemals behilflich zu sein. Es ist etwas unendlich Rührendes, diese Schar Verfemter, die nichts mehr hatten als eine gemeinsame Erinnerung und eine leise Hoffnung. Warum sollte man, schon vom rein menschlichen Standpunkt aus, dieser Unglücklichen nicht gedenken, wo immer man den Hochgesang menschlicher Treue anstimmt? Wenn die Exjesuiten auf einen neuen Frühling ihres Ordenslebens warteten — und die Hoffnung war in allen Landen spürbar —, so mußten sie das bange Frühlingsharren mit allen Stürmen und Rückschlägen gründlich verkosten.

Es geschahen doch auch merkwürdige Dinge, die die Niedergebeugten immer wieder aufhorchen ließen. Das Überleben eines Restes des Ordens im fernen Rußland, trotz aller Gegenbemühung der Anwälte der Aufhebung, dank der landesmütterlichen und nicht weniger eigensinnigen Sorge der „aufgeklärten“ Kaiserin Katharina II.; die verschiedenen Versuche der Exjesuiten, unter irgend einer Form das alte Ordensleben wieder zu beginnen und sich so für den sicher erwarteten Tag bereit zu halten; der neue Papst Pius VI., der nie der Vernichtung des Ordens zugestimmt hatte; der für den feindlichen Ring geradezu betäubende Schlag durch den Sturz Pombals (1785) und die Aufdeckung seiner Gewalttaten; die unausrottbare Anhänglichkeit so vieler Volkskreise an den untergegangenen Orden; die Ernüchterung so mancher Moderner, Fortschrittler, die im Ende der Jesuiten das Morgenrot aller Aufklärung begrüßt hatten und nun beim dumpfen Heranrollen der Revolutionswogen anfangen, Zusammenhänge zu ahnen, die ihnen das Blut in den Adern erstarren ließen — wer will es den armen Harrenden übel nehmen, wenn sie bei all den Zeichen am hellen Tage Gesichte sahen, wie jener alte Indianermissionar, P. Uriarte, nach seinen heldenhaften Leiden beim Bekehrungswerk der „Martyrerpater“ benannt, der in der Sehnsucht nach seinen Kindern der Wildnis schier geistesgestört wurde und dem P. Pignatelli, dem er eines Tages in den Straßen von Bologna aufgeregt begegnete, auf die Frage: „Wohin so eilig?“ antwortete: „Nach Amerika, ich muß meine lieben Wilden sehen“ (Nonell II 212).

Auch Pignatelli bewahrte im Herzen die Hoffnung, daß die Gesellschaft Jesu erstehen werde. Aber einstweilen hielt er Besonnenheit für geboten. So sehr man Grund hatte zu glauben, daß Pius VI. im Herzen für die

Wiederherstellung des Ordens und zunächst für die ausdrückliche Anerkennung der russischen Jesuiten sei, eine eindeutige und öffentliche Gutheißung war noch nicht zu erlangen. Erst 1797, nachdem Herzog Ferdinand von Parma mit Erlaubnis des Papstes wieder einige Schulen den früheren Jesuiten anvertraut hatte und für sein weiteres Bestreben, den Orden für sein Land wiederherzustellen, wenigstens die stillschweigende Duldung des Papstes erlangte, hielt Pignatelli die ersehnte Stunde für gekommen, die alten Ordensgelübde zu erneuern und sich durch den Anschluß an die russischen Patres auch förmlich wieder dem Orden einzufügen.

Es beginnt nun der letzte und bedeutendste Lebensabschnitt unseres Seligen, in dem er einer der Neubegründer seiner geliebten Gesellschaft werden sollte. Als Novizenmeister für die erstehende Ordensgemeinde im Herzogtum Parma, als Gründer und Leiter der Provinz in Neapel und Sizilien, als kluger Lenker und Ratgeber der Seinen in den Tagen der napoleonischen Wirren, infolge deren die Jesuiten wieder von Neapel vertrieben wurden und im Kirchenstaat eine Zuflucht suchen mußten, in all diesen Schwierigkeiten erwies er sich den Seinen als der Mann der Vorsehung. Es geht hier nicht an, die einzelnen Wechselfälle dieses Lebens zu verfolgen, die zugleich die Frühgeschichte der wiedererstehenden Gesellschaft bilden. Aber auf einen Punkt müssen wir das Augenmerk richten, in dem sich die ganze Bedeutsamkeit dieses Lebensabschnittes zusammenzufassen scheint.

Es ist schon dem Lebensbeschreiber Pignatellis, J. Nonell, aufgefallen, daß sein Held von dem Augenblick an, wo er sich dem wiedererstehenden Orden einzufügen beginnt, innerlich ganz ins Große wächst. Einer von seinen Zeitgenossen, P. Luengo, schreibt (Nonell II 238): „Damals fing er an, Jesuit zu sein und sich als Jesuit zu kleiden, und zwar mit solchem geistlichem Eifer, wie mir damals mein Freund, der P. Joseph Chantre, von Piacenza nach Spanien schrieb, als wenn er sich vorgenommen hätte, ein Heiliger zu werden.“ Unsere wenigen Bemerkungen haben es wohl deutlich werden lassen, daß Pignatelli immer ein Mann von musterhafter Treue des religiösen Lebens war; aber man weiß, daß die „Heldenhaftigkeit des Tugendlebens“, die die Kirche bei ihrer Seligsprechung fordert, mehr besagt. Die Seligsprechung soll ein Erweis der charismatischen Überfülle göttlichen Gnadenlebens in der Kirche sein, ein Wundererweis des Waltens des Heiligen Geistes, der das „Antlitz der Erde erneuert“, indem er alles bloß Erdhafte erhöht und verklärt. Diese Überfülle bricht in Pignatelli eben mit dem angegebenen Zeitpunkt hervor und öffnet dann die Bahn, die geradeswegs bis zu der kirchlichen Beglaubigung und Ehrung führt. Aber sie zeigt uns bei ihrem Aufbrechen auch ihren eigentlichen Quellengrund: es ist das Ordensideal, es ist der Ordensgeist, es ist die beglückende Sehnsucht und die tiefernste Verantwortung, nach allem Leid nun berufen zu sein, die alte Gesellschaft Jesu für eine neue Zeit noch einmal verwirklichen zu dürfen. Das ist von nun an das persönliche Geheimnis und die beschwingende Gotteskraft seines Lebens geworden. Man darf wohl sagen, es ist in der Seligsprechung Pignatellis, es ist in unserem

Seligen der Geist der Gesellschaft Jesu selbst bei Beginn ihres neuen Zeitlaufes von der Kirche beglaubigt worden. Dieser Geist ist aber nichts anderes als der Geist des untergegangenen Ordens.

Die alte Gesellschaft Jesu — wie war sie befehdet und verleumdet worden. Alles Unwesen, das man ihr andichtete und schuld gab, komme, so hatten die Feinde unaufhörlich gerufen, aus ihrem Wesen selbst; darum müsse sie fallen. Nun, nachdem der mächtige Baum gefällt war, konnte das Leben der Wurzel sich noch einmal bis zur innersten Keimkraft sammeln, um von neuem langsam und wesensgemäß seinen Wuchs zu entfalten. Und was sagt dieser Wuchs? Ist er wirklich Herrschsucht und ränkevolle Machtgier? Pignatellis Leben und sein Wirken als Erzieher und Erneuerer seiner Gesellschaft ist die Antwort. Was er in den Seinen weckt, ist der Geist der Bergpredigt und der apostolischen Sendung Christi. Aber er weiß es nicht anders, als daß er damit an die alte Überlieferung anknüpft, an Ignatius und an den Geist, in dem er selbst erzogen war. Das Zeugnis des Exjesuiten Mozzi, der Kanonikus in Bergamo geworden war, ist vielsagend: „Als ich mich“, so erzählt er, „einige Monate nach Eröffnung des Noviziates (zu Calorno, unter Leitung des Seligen) dorthin begab, um es zu sehen, ward ich tief ergriffen, da ich in all den jungen Leuten den wahren Geist der Gesellschaft fand und das Haus in allem aufgebaut nach der Ordnung der alten Noviziate: alle zufrieden, alle übervoll von Eifer und von Liebe zur äußersten Regeltreue, wie es nur immer unsere alten und vorbildlichsten Noviziate hätten sein können“ (bei Nonell II 76).

Bald darauf trat Mozzi seiner alten Gesellschaft wieder bei, und auch dieser Vorgang ist gleichnishaft für die vielen, die nun von allen Seiten herbeiströmten, Veteranen, die ihre alte Fahne grüßten. Was hatten doch diese leidgeprüften, meist grau gewordenen Ordensleute von einst, daß sie alles darangaben, nur um in den alten Tagen wieder zu sein, was sie vor dreißig und vierzig Jahren gewesen waren? Hätte man ihnen nicht sagen müssen, die Wirksamkeit ihrer Gesellschaft sei doch dahin und auf absehbare Zeit nicht wiederzugewinnen, für lange hinaus seien nur mühselige und unscheinbare Anfänge zu erwarten, dieser Orden sei doch wie jeder andere für die Kirche entbehrlich, und wenn er nun einmal so befehdet werde, dann solle man den Toten ruhen lassen? Als ob in all dem die Liebe der Alten und bald auch die Liebe der Neuen gewurzelt hätte! Sie wußten nur, daß in der Gesellschaft Jesu sich, wie in allen Orden der Kirche, eine eigenartige Kraft und Tiefe des Lebens Christi in seinem mystischen Leibe ausspricht und Gestaltung will. Und sie wußten, daß es der Mühe wert ist für jeden, der es faßt, und sie wußten, daß die Kirche durch Jahrhunderte dieses Ordensleben gesegnet hatte, und bald sollten sie den neuen Segen erfahren. Am Oktavtag des Ignatiusfestes 1814 stellte Pius VII., der große und gütige Papst aus dem Benediktinerorden, die Gesellschaft Jesu wieder her, und zwar — eine weithinhallende Kundgebung — nicht etwa „reformiert“, sondern restlos in ihrem alten Geist und in der alten Form.

Pignatelli hat den Tag nicht mehr erlebt, aber er hat ihn vorbereitet. In

seinem Wirken, in seinem ganzen Leben wurde die innere Berechtigung zum Schritte des Papstes sichtbar. An dem Orden, wie ihn Pignatelli lebte, brauchte nichts reformiert zu werden. Die Seligsprechung hat darauf ein feierliches Siegel gesetzt.

George Berkeley in neuer Sicht

Ein Beitrag zur Revision der Philosophiegeschichte

Von Prof. Dr. Johann Sauter.

Wir sind uns vielfach noch gar nicht bewußt, daß die herrschende Philosophiegeschichte, von der wir unsere Beurteilung der früheren Denker und Denkepochen übernehmen, aus der Zeit der positivistischen Geistesrichtung stammt, die natürlich aus der Geschichte das herauslas und besonders heraushob, was ihrer eigenen Denkstruktur entsprach, für das Metaphysische aber kein Organ hatte. Welch ungeheure Arbeit an Revision da noch zu leisten ist, empfindet man in dem Maße, als unsere Einzelkenntnisse in sorgfältigem Quellenstudium zunehmen und unser Urteil von der herrschenden Meinung unabhängig wird. Ein typisches Beispiel hierfür ist Berkeley.

Wie ist es doch ein feststehendes Axiom der herrschenden Meinung, daß die englische Philosophie von Hobbes bis Hume eine einheitliche und kräftige Linie des Empirismus darstelle, eine Ansicht, die nicht nur bei Locke und Berkeley die wertvollere Hälfte ihrer Gedankenwelt in Dunkel hüllt, sondern die sogar die Blütezeit der englischen Philosophie, nämlich den Cambridger Platonismus in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, ganz in Vergessenheit sinken läßt. So zwangsläufig ist diese Vorstellung von der „empiristischen Linie“ geworden, daß man darüber die schönen Regeln der wissenschaftlichen Forschung, auf deren Sicherstellung sich die Zeit vor dem Kriege so viel zugute tat, ganz und gar vergaß. Oder hat man das bisherige Urteil über John Locke nicht in der Hauptsache auf das erste Buch seines Hauptwerkes¹ aufgebaut, wo doch eine gleich wichtige Bewertung des vierten Buches desselben Werkes zu einem entgegengesetzten Urteil über Locke führen könnte?

Hat man ferner nicht bei Berkeleys „Prinzipien der menschlichen Erkenntnis“² in einseitiger Betonung der erkenntnistheoretischen Problematik den empirischen Idealismus oder Konszenzialismus als Um und Auf seiner Lehre hingestellt, ohne sich um das Wichtigste, nämlich

¹ Versuch über den menschlichen Verstand; übersetzt von C. Winckler (Philos. Bibliothek, Bd. 75 u. 76). Verlag Felix Meiner, Leipzig.

² Deutsch bei Felix Meiner, Leipzig (Philos. Bibliothek, Bd. 20). Die „Drei Dialoge zwischen Hylas und Philonous“, welche die „Prinzipien“ gegen Mißverständnisse und Angriffe verteidigen, sich also dazu verhalten wie Kants „Prolegomena“ zur „Kritik der reinen Vernunft“, sind ebenfalls in der „Philos. Bibliothek“ (Bd. 102) erschienen. Außerdem ist noch seine „Theorie der Gesichtswahrnehmung“ (Philos. Bibl., Bd. 143) heranzuziehen, die auch auf metaphysischem Grunde ruht (vgl. bes. S. 106 ff.).